



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1903. * № 5.

Samilie Seigl.

Novelle von Anna Vogel vom Spielberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dem jungen Mann war es zu Mute, als hätte ihn ein Donnerschlag betäubt. Es blieb ihm nachträglich ein Rätsel, wie er sich von der Stelle hatte fortbewegen können, wie er von Seigls Wohnungstür weggekommen war.

Er fand sich nur mit einem Male weit fort von dem Hause, darin urplötzlich Unheil und Schmach ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, eine ganze Familie in trostlose Verzweiflung gestürzt worden war.

Ganz niedergeschmettert, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, ging er mit schlep-penden Schritten seinen Weg dahin. Und schwer, wie seine Glieder waren, war ihm die Brust, als trüge er eine Bergeslast mit sich herum. —

Als er am nächsten Morgen in die Kanzlei kam, fand er auf seinem Schreibtisch einen Brief vor. Er kannte Johannas Schrift noch nicht; allein er wußte es: der war von ihr. Das bange Schlagen seines Herzens sagte es ihm.

Der Brief war sehr kurz und lautete:

„Nach den Ereignissen, die gestern über mich und die Meinen gekommen sind, gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück und sage Ihnen für immer lebewohl. Ich könnte wohl mit meinem Leben dafür bürgen, daß meine Mutter unschuldig ist, für meinen Vater könnte ich aber nicht einstehen, und das scheidet uns so sicher als der Tod.

Werden Sie glücklich. Das ist der einzige Wunsch, den ich noch habe.

Johanna.“

Der Brief, der unverkennbar Tränen Spuren aufwies, zerfleischte ihm das Herz, das ihn mächtig zu ihr hindrängte, um sie zu trösten, sie zu stützen, ihr beizustehen, zu ihr, die jetzt eines teilnehmenden Freundes so sehr bedurfte.

Aber dieser heiße Trieb ging unter in dem Weh, das er um sich selbst empfand. Hatte schon der bescheidene Stand der Geliebten

den Spott und Zorn seiner selbstbewußten Schwestern herausgefordert, so kam nun noch die Schande, die Entehrung hinzu, um eine Verbindung unmöglich zu machen.

War Seigl schuldig, so hatte Johanna recht. Er konnte in seiner Stellung nicht die Tochter eines bestraften Verbrechers heiraten. Er mußte entsagen, wie sie!

Aufstöhnend preßte er die glühende Stirne in die Hand, sah mit qualverzerrten Mienen und düsteren Blicken vor sich hin.

Johannas Bild stieg vor ihm auf, doch anders, als er es stets gesehen. Der blühende Schmelz, die sonnige Heiterkeit war dahin, und was er vor sich sah, war ein Mädchen-antlitz — bleich, gramvoll, trostlos. . .

Und sie wartete auf ihn und harrete, daß er, von mitleidsvoller Liebe getrieben, käme, ihr beizustehen in ihrer schweren Not, als einziger, der ihr Trost bringen konnte.

Aber er kam nicht. Er konnte es nicht tun. Er hatte sie emporheben wollen; jetzt hätte er zu ihr heruntersteigen, sich selbst der Mißachtung aussetzen, seine Zukunft vernichten müssen. —

Die Montagsblätter erschienen erst Nachmittags. Dann aber stand um so ausführ-

Gewahrhaftig zu nehmen. Einem stundenlangen Verhöre unterzogen, leugnete er anfangs hartnäckig, legte dann aber, in die Enge getrieben, ein umfassendes Geständnis ab und nannte seine sämtlichen Mitschuldigen: die Diebe und die Helfer und alle sonstigen Personen, die aus dem Diebstahl Vorteil gezogen hatten. Das waren meistens Tröbder, die bei der Polizei in schlechtem Ansehen standen. Nur einer war darunter, der sich bisher eines guten Renommées erfreut hatte, und dieser eine heiße Bernhard Seigl. Es sei bei ihm gestohlenen Gut gefunden, er samt seiner Frau ebenso wie alle anderen Beteiligten verhaftet und alsbald dem Landesgerichte eingeliefert worden.

5.

Johanna hatte ihre Stellung niederlegen müssen, um Mutterstelle bei ihren Geschwistern zu vertreten, die ganze Hauswirtschaft zu besorgen und dem Geschäfte vorzustehen. Daselbe war nur einen Tag behördlich geschlossen gewesen, dann aber nach neuerlicher gründlicher Durchsuchung wieder geöffnet worden, um den so plötzlich ihrer Eltern beraubten Kindern die Existenz nicht ganz zu unterbinden. Seit der Verhaftung des Tröblers und

seiner Frau war jedoch der Geschäftsgang ein so schlechter, daß oft Tage verstrichen, ehe ein paar Gulden eingingen, und Johanna mit den Geschwistern auf die dürrigste Lebensweise angewiesen war. Doch das war ja zu ertragen; aber die vielen Demütigungen, denen sich Johanna ausgesetzt sah, fraßen an ihrem Herzen.

Die Nachbarn grüßten sie nicht mehr, die Nachbarinnen wichen ihr aus, maßten sie mit verächtlichen Blicken und tuschelten hinter ihr drein.

„Da geht sie wieder,“ hörte sie von schadenfrohen Zungen, „die sich schon als „Gnädige“ gesehen hat. Statt dessen sitzen die

Eltern jetzt fest im Kriminal, und der Herr Bräutigam hat sich hübsch aus dem Staub gemacht und sie schön sitzen lassen. Na, zu verdienen ist's ihm auch nicht. Man dankt



Guglielmo Marconi. (S. 35)

licher darin zu lesen, daß es den rastlosen Bemühungen der Polizei gelungen sei, einen der Gefellen von dem letzten sensationellen Einbruchsdiebstahl zu entdecken und in sicheren

recht gern für so eine saubere Verwandtschaft!

Karl und Hans mußten jetzt fest zusammenhalten, um sich gegen die anderen Buben, die sich gegen sie mit Hohn- und Schimpfsworten vereinigten, zu verteidigen, und kamen immer arg zugerichtet heim. Poldi kam täglich mit Tränen in den Augen aus der Fortbildungsschule, erbittert und gekränkt über die Zurücksetzungen und Beleidigungen, die ihr ihre Mitschülerinnen zu teil werden ließen. Und dann klagte, jammerte und schluchzte sie herzbrechend.

Das alles lag nun auf Johanna, erdrückte sie mit eherner Gewalt. Und keine Seele da, kein Freund, der ihr Trost geboten, Halt gegeben, Mut zugesprochen hätte. Sie hatte den Geliebten in ehrlichem Willen, ihn mit ihrer Schmach nicht zu belasten, freigegeben, weil sie so hatte handeln müssen. Aber insgeheim, im Tiefsten ihrer verzagten Seele, war doch die Hoffnung rege geblieben, er würde kommen, sie zu stützen; er müsse kommen, wenn seine Liebe echt sei.

Und diese Hoffnung gab ihr auch die Kraft, ihr hartes Los auf sich zu nehmen, es zu tragen. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Kein Lichtstrahl leuchtete in ihr dunkles Leben, kein Trosteswort aus Freundesmund drang zu ihr, in ihre grausame Verlassenheit — so mußte sie zusammenbrechen.

Bei Tage freilich, mit all den ehernen Notwendigkeiten, die der Tag ihr brachte, da hielten Pflicht und Wille sie noch aufrecht; doch in den stillen Nachtstunden, wenn der Schlaf ihr Sorgenlager flog, der Gram ihr einziger Gefährte war, da kam dumpfe Verzweiflung über sie, die ihr Zerstörungswerk langsam, aber um so sicherer vollbringt und alle Kraft des Willens unterwühlt.

Fünf Wochen hatte sie mit verzweifelter Energie ausgeharrt. Dann war's vorbei, und die Verzagtheit überwand den Lebensmut. Die düstere Melancholie, die ihr Gemüt umfing, blieb siegreich. Sie konnte nicht mehr so leben.

Nur wartete sie noch den Sonntag ab. Es war der einzige Tag der Woche, da es ihr möglich war, die arme Mutter in der Mittagsstunde zu besuchen. Nach dem Vater hatte sie noch nicht verlangt. Wenn sie an alles dachte: wie er stets nur in krassem Egoismus für sich gelebt und ruhig hatte zusehen können, wie sich die Mutter plagte, wie sie darbt, wie sie zusehends verfiel — so hielt ihn ihr Herz für schuldig. Und wenn sie weiter dachte, daß sein starres, hartnäckiges Leugnen jeder Schuld die Mutter schon so lange schuldlos im Untersuchungsgefängnis festhielt, so verhärtete sich ihr Herz gegen ihn.

Aber heute wollte sie ihn sehen. Zum letzten Male in dieser Welt. Nicht um ihm still ein Lebewohl zu sagen; nur um ihm als Vermächtnis aufzutragen, daß er die Mutter retten, sie ihren Kindern wiedergeben, zum ersten Male in seinem Leben seine Pflicht als Gatte und Vater tun solle.

Und dann wollte sie dahingehen — still und stumm. Es dünkte ihr so süß und schön: ewige Ruhe, unsterblicher Friede nach all dem Leid, der Enttäuschung, der Schande.

Sie hatte alles bedacht in den stillen Nachtstunden des zunehmenden Trübsinns und wollte danach handeln.

Sie überließ die jüngeren Geschwister Poldis Obhut und legte im Mittagsbrand der Junifourne den langgedehnten Weg zum Landesgericht zurück.

Im Saal des Richters, der die Untersuchung gegen ihre Eltern führte, angelangt, bat sie den ernst und kühl dreinblickenden

Herrn, der sie schon kannte, ob ihr gestattet würde, heute Vater und Mutter zu sehen.

Un und für sich wäre ja nichts dagegen gewesen, nur hatte der Vater wegen ungebührlichen Benehmens beim Verhör eine Disziplinarstrafe erhalten, die ihn auf vierundzwanzig Stunden in die Dunkelzelle bannte und für heute jeder Begünstigung verlustig machte.

So mußte sie darauf verzichten, ihn noch einmal zu sehen.

Aber die Mutter wurde vorgeführt.

Ein Schatten ihrer selbst, mit leichenfahlem, gramerstarrem Antlitz, hohlen Augen, fast ganz ergrautem Haar, wankte sie, gefolgt von dem Gefängniswärter, herein und sank der Tochter leise aufschluchzend um den Hals.

Und dann begehrte sie fiebernd nach Nachricht von daheim. Wie es gehe, was jedes einzelne der Kinder mache, ob sie nach der Mutter fragten und nach ihr Sehnsucht trügen.

Sie durften nicht zu viel sprechen. Der Untersuchungsrichter gab bald genug ein Zeichen, daß die Unterredung zu Ende sein müsse.

Es fiel der unglücklichen Frau erst später auf, daß Johanna mit schmerzlicherer Innig-

Leben! Abgeschlossen lag es hinter ihr, vor ihr die dunkle Pforte der Ewigkeit.

Ein letztes Grauen flog sie an, ihr junges Dasein bäumte sich entsezt gegen Vernichtung auf. Allein der Lebenswille unterlag. Sie wollte nicht und konnte nicht. Es mußte sein!

Die Zündhölzchen mit den braunen Phosphorköpfchen lagen bereit. Sie tat sie in das Glas voll Wasser, das vor ihrem Bett am Nachtkästchen stand, und nahm mit stillen Küssen von den ahnungslosen Kindern, die friedlich schliefen, Abschied. Dann kleidete sie sich langsam aus.

Noch einmal sah sie sich in dem schlichten Raume um, darin sie auf die Welt gekommen, darin sie ihr ganzes Leben verbracht, darin sie nun auch in den Tod gehen sollte. Liebe Bilder aus der Kinderzeit zogen im Laufe weniger Sekunden an ihrem Geist vorüber und machten ihr im letzten Augenblick das Scheiden schwer. Noch schwerer aber wäre doch die Zukunft und das Leben.

Sie schraubte das Lampenlicht herab, legte sich ins Bett der Mutter, das sie jetzt innehatte, und leerte das Glas mit dem aufgelösten Gifte.

Um Mitternacht fuhr Poldi aus tiefem Schlafe auf, sah wirr um sich. War es ein Traum gewesen, daß sie ein schweres Stöhnen gehört hatte?

Sie lauschte eine kleine Weile in das Dunkel des kleinen Kabinetts, wo sie jetzt mit den Knaben schlief.

Da drang es wieder und ganz deutlich an ihr Ohr, ein grauenvolles dumpfes Stöhnen, das ihr den Anglisthweiß auf die Stirne trieb. Und dann ein anderes unheimliches Geräusch, als wälze sich ein Körper in hilfloser Qual herum.

Ihr Blut erstarrte vor Entsetzen, sie wagte es nicht, sich zu rühren. Was war geschehen? Waren Mörder eingedrungen?

Sie glaubte es zu spüren, wie sich ihr die Haare auf dem Kopfe sträubten. Die Lähmung wich von ihr, in wahnsinniger Angst sprang sie aus dem Bette, warf mit zitternden Händen ihren Hausrock über, eilte zur Tür und blickte durch einen kleinen Spalt ins Zimmer hinein.

Kein Fremder drin, kein Mörder! Die beiden Kleinen schliefen süß. Aber Johanna —

„Um Gottes willen!“ schrie das junge Mädchen auf, so gräßlich, daß die Brüder darüber erwachten.

„Um Gottes willen! Johanna! Was ist dir nur?“

Bewußtlos lag Johanna da, dumpf stöhnend, blau im Gesicht, mit furchtbar verzerrten Mienen. Die Glieder in den Gelenken zusammengebogen, wand sich der Leib in den fürchterlichsten Krämpfen hin und her.

In namenlosem Entsetzen flog Poldi von dem Bette weg, zum Fenster hin und riß es auf.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ gestellte ihr Schrei in die Juninacht hinaus. Und noch einmal, in tiefster Seelennot: „Zu Hilfe!“

Die erschreckten Nachbarn kamen herbei. Und die Not der hilflosen Trödlerskinder, deren ältestes sich da vergiftet hatte, machte die Leute mitleidig, hilfreich und gut.

Eine Stunde später war Poldi mit ihren jüngeren Geschwistern allein. Bitterlichweinend saßen sie alle da, eng aneinandergedrängt.

Die Nachbarn waren fort, die herbeigeholte Polizei war fort, der Arzt und Johanna auch. Man hatte sie in das Krankenhaus gebracht.

„Ist sie tot?“ fragte Hans die größere Schwester in scheuer Frage.



Richard Frhr. v. Krafft-Ebing †.
(S. 35)

Nach einer Photographie von
S. Löwy, Hofphotograph in Wien.

keit als je von ihr Abschied nahm, sie kaum loslassen wollte aus ihren Armen und schluchzte, daß es Steine hätte erreichen müssen.

Allein sie mußten sich trennen. Die Mutter wurde wieder abgeführt, die Tochter entfernte sich mit verworrenen Sinnen aus dem düsteren grauen Hause in der Alferstraße.

Und in der Nacht geschah es.

Sie wartete, bis Poldi und die Kinder in festem Schlafe lagen, und schrieb indessen die Abschiedsbriefe an Mutter, Vater und den Mann, den sie nur wenige Tage Bräutigam genannt hatte.

Die Mutter bat sie in rührend schlichten Worten, sie möge ihr verzeihen, daß sie das Leben nicht mehr weitertragen könne, und ihr die selbstgesuchte Todesruhe erbarmungsvoll gönnen.

Den Vater beschwor sie, sein starres Leugnen aufzugeben, um der gebrochenen Mutter und der unschuldigen hilflosen Kinder willen; beschwor ihn, seine Schuld auf sich zu nehmen, zu sühnen und dann ein anderer zu werden, sein Leben in treuer Pflichterfüllung der Familie zu weihen. Das sei die einzige Bitte, die sie am Rand des Grabes an ihn richte, und mit schmerzzerzerrter Seele nehme sie für dieses Leben von ihm Abschied.

Dem Bräutigam sagte sie in ihren Zeilen nur ein kurzes Lebewohl und bat ihn, - ihr ein gutes Andenken zu widmen.

Dann verschloß sie die Briefe, schrieb die Adressen darauf und legte sie der Reihe nach auf den Tisch, daß man sie sogleich sähe.

Und jetzt war sie fertig. Fertig mit dem

„Nein,“ schluchzte Poldi, „nicht tot, aber sehr krank.“

„Sie muß sterben! Gelt?“ fiel Karl, gleichfalls schluchzend, ihr ins Wort.

Und die arme Poldi nickte unter einem Strom von Tränen mit dem Kopfe.

„Ja, sie muß sterben. Unsere Johanna! Unsere schöne Johanna! Der Doktor hat gesagt, daß ihr Zustand wenig Hoffnung läßt. Und Gift hat sie genommen! Mit Phosphor hat sie sich vergiftet! Ach, jetzt haben wir keine Mutter, keinen Vater und auch keine Schwester mehr! Was wird aus uns noch werden?“

Sie breitete ihre Arme um die Kinder, als könnten ihr dieselben auch entzissen werden. Ein fünffacher Weinen klang herzzerreißend in die stille Nacht hinaus.

Es zog eine gutmütige Seele, die sich mit den anderen Nachbarn eben erst entfernt hatte, wieder zurück. Eine der Frauen kam aufs neue herein.

„Wissen Sie was, liebes Kind?“ jagte sie kurzweg zu Poldi. „Ich bleib' bei Ihnen da, so lang, bis halt die Mutter oder sonst wer kommt. Sie sind ja selber noch ein halbes Kind. Wie könnten Sie denn allein den Haushalt und das Geschäft leisten?“

Und sie blieb da in mütterlichem Walten um die verlassen Kinder, die sich ihr mit ihren jungen Herzen gläubig anvertrauten.

6.

Der Untersuchungsrichter hatte eben den Befehl gegeben, die Untersuchungsgefangene Therese Feigl zu neuerlichem Verhör vorzuführen, und wartete ihr Erscheinen ab, als plötzlich die Tür des Saales mit Ungestüm aufging und Poldi blaß und aufgeregt hereintrat.

Sie war schon mehrmals dagewesen, er kannte sie. Aber die Art ihres Eintretens war ihm neu, ließ ihn unwillig die Stirne runzeln.

„Was ist das?“ fragte er in strengem Tone. „Kommt man so hier herein?“

Sie stammelte eine Entschuldigung und bat mit fast versagender Stimme: „Ich muß die Eltern sprechen.“

„Dazu ist jetzt nicht die Zeit,“ wies er sie kühl zurecht. „Von neun bis ein Uhr dauern die Verhörfstunden. Jetzt ist es erst neun. Kommen Sie später wieder.“

„Ich kann nicht, Herr Gerichtsrat,“ rief sie verstört. „Ich muß gleich wieder heim zu den Kindern, bei denen eine fremde Frau ist, die sich nicht auskennt. Es ist etwas geschehen.“

„Was denn?“ fragte der alte Herr mit dem kalten ernsten Gesicht, auf ihr verstörtes Wesen aufmerksam gemacht, in milderem Ton.

„Meine älteste Schwester hat sich vergiftet,“ stieß Poldi hervor, „und wird daran sterben. Da sind ihre Abschiedsbriefe an die Eltern.“ Sie reichte ihm dieselben hin, den dritten Brief hatte sie unterwegs an Albert Klimel abgesandt.

Ein wilder Schrei, der durch Marx und Bein ging, erscholl von der Tür her. Der Richter und das junge Mädchen fuhren erschreckt zusammen und wandten sich um.

Dort, an der Tür, den Gefängniswärter hinter sich, stand, einer Ohnmacht nahe, die unglückliche Mutter, die ohne jedes Wort

schonender Vorbereitung das Entsetzliche mit angehört hatte.

Mit aschfahlem Antlitz und geschlossenen Augen, die Arme kraftlos niederhängend, lehnte sie am Türpfosten, von dem Manne hinter ihr gestützt, daß sie nicht umfinke.

Es dauerte nur einen Augenblick; dann raffte sie sich auf, von verzweifelter Lebenskraft gestählt. Sie stürzte zum Tisch, warf sich vor dem Richter auf die Kniee nieder und flehte händeringend, mit zerrissener Stimme, in furchtbarer Verzweiflung: „Herr Gerichtsrat, bei allem, was Sie selbst als Mensch empfinden und das Ihnen heilig ist — lassen Sie mich zu meinem armen Kind hin, geben Sie mich frei. Sie halten mich für eine abgefeimte Lügnerin, weil ich bisher alles geleugnet habe. Aber ich habe nichts zu gestehen, denn ich habe nichts Schlechtes getan, ich weiß von nichts und kann darum nichts sagen. Ich schwöre es bei dem teuren Leben meiner armen Johanna. Und wenn Sie mich nicht freilassen, Herr Rat, so lassen Sie mich doch nur auf einen Tag, auf eine Stunde hin zu meinem armen Kinde.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der volle Erfolg von Marconis drahtloser Deantelegraphie ist jetzt nicht länger zu bezweifeln. Der Erfinder hat vom Kap Breton in Neuschottland nach Poldhu in England über den Ozean depechiert. Die erste Depeche war an den König von England, die zweite an den König von Italien gerichtet. Guglielmo Marconi, der in Bologna im Jahre 1875 das Licht der Welt erblickte, begann seine Versuche mit drahtloser Telegraphie 1896 und hat seitdem unablässig an der Verbesserung seiner Apparate gearbeitet mit dem Erfolge, daß jetzt das Problem der drahtlosen Telegraphie über Land und Meere in beliebiger Entfernung als im wesentlichen gelöst gelten kann. — In dem zu Graz verstorbenen Professor Richard Freiherr v. Krafft-Ebing hat Deutschland eine der bedeutendsten Autoritäten auf dem schwierigen Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten verloren. Krafft-Ebing ist am 14. August 1840 in Mannheim geboren, studierte in Heidelberg und Zürich und erhielt 1872 einen Ruf als Professor der Psychiatrie an die Universität Straßburg, ging aber schon im folgenden Jahre nach Graz als Direktor der steirischen Landesirrenanstalt und 1889 als Professor der Psychiatrie und Nervenkrankheiten nach Wien. Sein Hauptverdienst ist, auf die Bedeutung der

Geisteskrankheiten für das soziale Leben und die Kriminalistik hingewiesen und einer neuen Auffassung in der Rechtspflege den Boden geebnet zu haben. — Die in gesundheitlicher Beziehung beste Schulanlage ist ohne Zweifel, die Klassen nicht gemeinschaftlich in einem großen Hause, sondern einzeln in Baracken unterzubringen, wie dies nach dem Vorgange der Städte Gießen, Elberfeld, Bremen, Hamburg, Mainz und anderen jetzt auch bei der ersten Klasse der städtischen Elementarschule in Stuttgart versuchsweise geschehen ist. Die **Stuttgarter Schulbaracke** steht in der Nähe der Berger Kirche und hat außer dem 50 bis 60 Schülern Raum bietenden Klassenzimmer einen Vorraum zur Kleiderablage, der zugleich dem Zwecke dient, das Eindringen der Winterkälte in das Schulzimmer zu verhüten. Doppelfußböden und Asphaltpflaster schützen gegen Erdfeuchtigkeit, der Linoleumbelag und die glatten, abwuschbaren Wände gegen Staub. Die eine Langseite ist vollständig mit Fenstern versehen, und für stetige Lufterneuerung ist durch Ventilationsflügel und -klappen Sorge getragen, daher diese Schulbaracken, die von der Firma Christoph & Unmack in Niesky (Schlesien) hergestellt werden, luftig, hell, im Winter genügend warm und im Sommer kühler als andere Schulräume sind.

Elektrische Bohrmaschine.

(Mit Bild auf Seite 36.)

Die vom Direktor des österreichisch-ungarischen Lloydarsenals F. v. Rodolitsch erfundene elektrische Bohrmaschine ist eine bedeutende Verbesserung gegenüber dem Handbohrer, mit dem ein Arbeiter höchstens 80 bis 100 Löcher täglich herstellen konnte, während er es mit der Maschine auf 1000 bringt. Ein kleiner Elektromotor liefert die bewegende Kraft, und die Maschine bohrt Löcher in Schiffswände, Platten, Dampfkessel u. s. w. bis zu 9 Zentimeter Durchmesser mit größter Leichtigkeit.

Das Schifferquartalsfest in Zehdenick.

(Mit Bild auf Seite 37.)

In dem kleinen märkischen Städtchen Zehdenick an der Havel, dessen Bevölkerung sich zum Teil von Flußschiffahrt und Schiffsbau nährt, findet alljährlich im Januar ein Schifferfest statt, das an die Zunftfeste des Mittelalters erinnert. Es findet dabei ein Umzug des Schifferverbandes statt, der mit seinen alten und neuen Fahnen und den ihm vorangetragenen behäuberten Modellen von Flußkähnen ein eigenartiges Bild darbietet. Vor den Häusern der behördlichen Personen und der Honoratioren des Ortes wird haltgemacht, eine Anrede gehalten, ein Hoch und ein Ständchen dargebracht. Das Fest schließt mit einem großen Ball.

Buridans Esel.

Erzählung von K. Wildtenstein.

(Nachdruck verboten.)

„Ziemlich großer Teich das!“ sagte der Fremde und wies mit der linken Hand auf den Atlantischen Ozean.

„Sehr richtig,“ entgegnete ich, „und es mag keineswegs ein erhabenes Gefühl sein, wenn man Infusorie in diesem Teiche ist.“

„Sie sind gewiß ein Deutscher, denn nur Deutsche machen derartige wissenschaftliche Bemerkungen,“ sagte lächelnd der Fremde, dann fuhr er fort: „Ich bin auch ein halber Deutscher, meine Mutter war eine Rheinländerin. Mein Name ist Skottsfeller, praktischer Arzt, kommissarischer internationaler Arzttag in Berlin.“

Ich nannte meinen Namen, und dann sahen Mr. Skottsfeller und ich eine Weile schweigend über die Kelling des Hamburger Dampfers „Augusta Viktoria“, der eilig dem Hafen von New York zustrebte.

Der Obersteward kam und brachte dem amerikanischen Arzte ein Körbchen mit Orangen, stellte dieses auf einen der Tische auf dem Promenadendeck und entfernte sich wieder.

Ein allerliebste kleines Mädchen von ungefähr drei Jahren, das Töchterlein eines Ehepaares, das ebenfalls in der ersten Kajüte fuhr, kam vorbeigekrippelt, und Skottsfeller rief das Kind heran, um es mit Orangen zu beschenken. Er hielt der Kleinen in jeder Hand eine Frucht hin, und das Kind stand verlegen da, sah von einer Orange auf die andere und wußte offenbar nicht, welche es wählen sollte.

„Da haben Sie den Beweis für die gleiche Anziehungskraft gleich weit entfernt und gleich anreizender Gegenstände,“ bemerkte lächelnd der Arzt.

„Die Geschichte von Buridans Esel mit den beiden Heubündeln!“ entgegnete ich.

„Natürlich! Ich wollte die kleine Dame hier nur nicht durch den Vergleich mit dem bekannten Grantier verlegen,“ fuhr lachend

Skottsfeller fort. Dann steckte er dem Kinde beide Orangen in die Hände, und dieses lief davon.

Skottsfeller schälte eine Orange und sagte dann halblaut: „Buridans Esel! Ja, in dessen Lage sind wir alle.“ Dann sah er mich prüfend an. „Wir haben bis zum Mittagessen noch zwei Stunden Zeit. Ich will Ihnen eine Geschichte als Illustration zu der Buridanischen Eserei erzählen. Ich

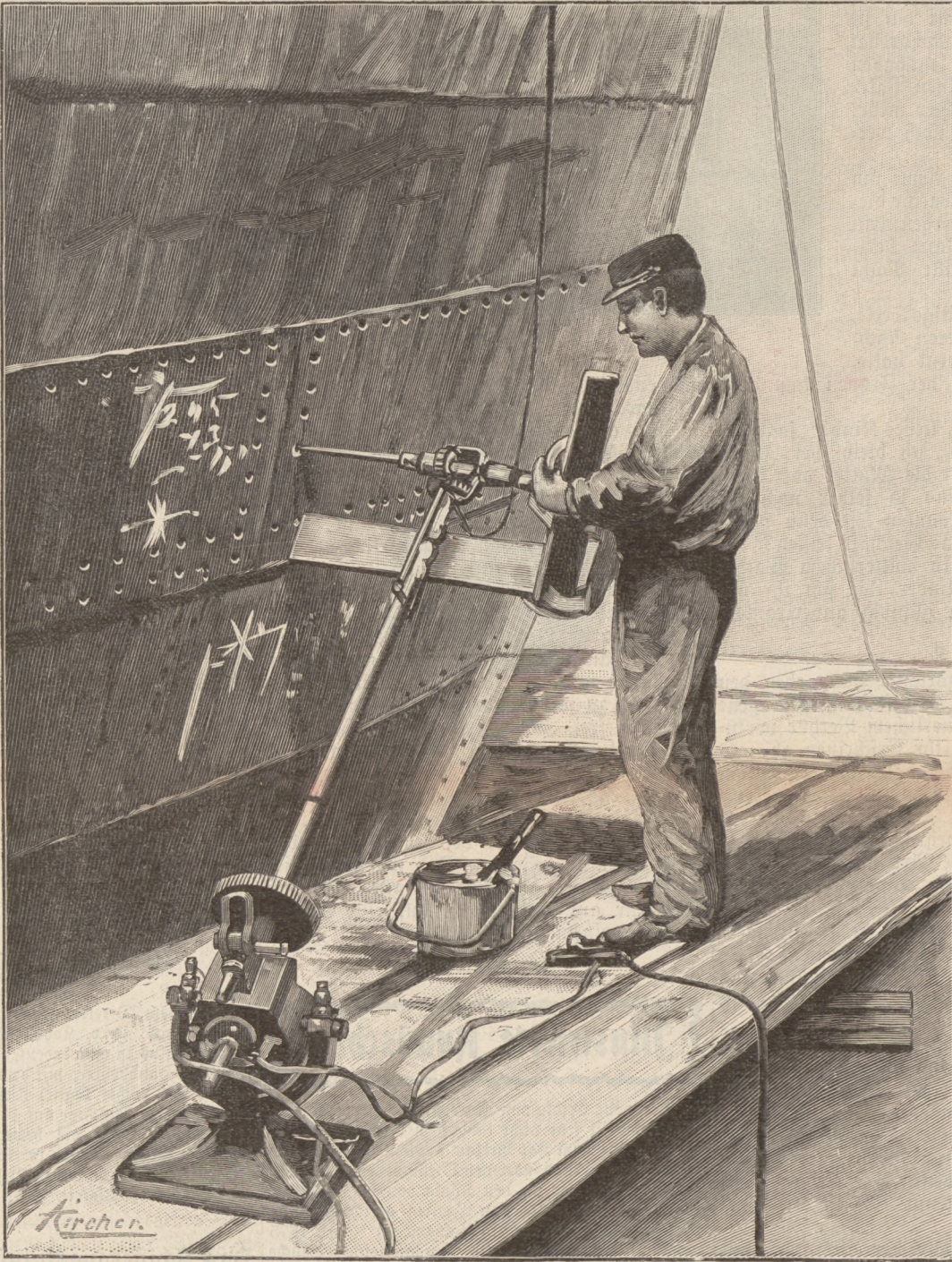
umgesehen, war sogar Student in Heidelberg und Wien gewesen. Sehen wir noch hinzu, daß er ein hübsches Vermögen besaß, das allerdings notwendig war, als er sich in New York in der vornehmsten Gegend, in der Nähe der fünften Avenue, als praktischer Arzt niederließ.

Freund Ralph saß also eines Nachmittags in seinem Sprechzimmer und wartete der Patienten, die nicht kommen wollten, als sein

Diener ihm plötzlich meldete, es sei in der Nachbarschaft ein Unglück geschehen, und schleunigste ärztliche Hilfe notwendig. Ralph ergriff seine Instrumententasche, stülpte seinen Hut auf und stürzte hinaus. Er fand im Vorzimmer einen Diener in Livree, und dieser lief ihm mit den Worten: „Es ist gleich in der Nähe!“ eifertig voran, so daß Ralph ihm kaum folgen konnte. Der Diener lief in der Tat nur fünf Häuser weit, öffnete die Haustür eines hocheleganten Gebäudes, dessen Vorhalle mit verschwenderischer Pracht eingerichtet war, und führte ihn dort eine teppichbelegte Treppe hinauf.

Oben standen einige Diener, die ziemlich ratlos aussahen. Durch eine Reihe von Zimmern ging es in einen Saal, in welchem ein Dutzend junge Damen in sonderbaren Kostümen, welche Knabenanzügen glichen, versammelt waren. Auf einem Ruhebett lag eine gleichkostümierte Dame ohnmächtig, mit blutendem Auge.

Eine vielleicht zweiundzwanzigjährige, hübsche, brünette, junge Dame trat auf Ralph zu und sagte kurz und bestimmt: „Ich bin die Präsidentin dieses Klubs junger Damen. Hier ist unser Fechtsaal. Unsere Freundin hat mit einer anderen Klubdame gefochten. Der lederüberzogene Knopf, der zum Schutz auf der Spitze des Stoßdegens angebracht ist, brach in dem Augenblick ab, als die Gegnerin unserer Freundin einen heftigen Stoß nach der das Gesicht deckenden Drahtmaske führte. Die Spitze drang durch die Maschen des Drahtgitters und traf unsere Freundin in das Auge. Wir fürchten, das Auge ist verloren.“



Elektrische Bohrmaschine im österreichisch-ungarischen Lloydarsenal in Triest. (S. 35)

weiß, daß Sie Schriftsteller sind, und werde mich freuen, wenn ich sie irgend einmal mit Ihrem Namen gedruckt lese.“

„Rechnen Sie auf meine strengste Indiskretion!“ entgegnete ich lächelnd.

„Nun, so hören Sie also. Vor ungefähr fünfzehn Jahren ließ sich in New York ein junger Arzt nieder, der soeben seine Studien mit Glanz beendet hatte. Wir wollen diesen jungen Mann, den Helden unserer Geschichte, Ralph nennen. Er war damals ungefähr dreißig Jahre alt, gut gewachsen und hatte sich ebenfalls schon ein wenig in der Welt



Ralph kniete sofort neben der Ohnmächtigen nieder und untersuchte das verletzte Auge. Schweigend standen die jungen Damen im Kreise herum. Nach wenigen Minuten konnte er erklären: „Das Auge selbst ist unverletzt, nur die Augenhöhle ist beschädigt.“

Die Damen atmeten auf. Ralph legte einen Verband an und bemühte sich dann, die Ohnmächtige zum Bewußtsein zu bringen. Als dieses wiederkehrte, überließ er die Patientin den jungen Damen und den zahlreichen Dienerinnen. Er wollte nach einer halben Stunde den Verband erneuern und bat um die Erlaubnis, so lange in einem Nebenzimmer zu warten.

„Sie sind unser Gast,“ erklärte die jugendliche Präsidentin, „und unsere Damen werden sich ein Vergnügen machen, Sie zu bewirten und zu unterhalten. Wer hat doch die Gastwoche? Ah, ihr beiden, Mary und Annie!“

Zwei junge Damen traten heran, denen Ralph vorgestellt wurde. Beide waren etwa zwanzig Jahre alt, schön, fast von gleicher Größe und schienen einander besonders zugezogen zu sein, denn sie standen Hand in Hand nebeneinander. Annie war Blondine, Mary Brünette. Mit dieser Angabe sind aber weder die großen Unterschiede, noch die besonderen Vorzüge der beiden Damen genügend gekennzeichnet. Mary war eine sanfte schmachtende Brünette mit den köstlichsten dunklen Augen und mit harmonisch abgerundeten Bewegungen; Annie eine lebhaft, geist- und witzsprühende Blondine mit feurigen blauen Augen, stolzer Kopfhaltung und rastloser Beweglichkeit.

Mary und Annie führten den Befehl ihrer Präsidentin, welche den Vornamen Daisy führte, aus und unterhielten den Gast damit, daß sie ihm zuerst die Einrichtungen des Klubs zeigten. Die Mitglieder bestanden aus dreißig jungen Damen, ausnahmslos Töchtern aus der New Yorker Geldaristokratie. Der „Klub der Schwestern“ hatte sein eigenes prachtvolles Gebäude mit zahlreicher Dienerschaft, luxuriös eingerichtete Zimmer für jede einzelne Klubgenossin, Konversationszimmer, Salons, Empfangsräume, einen Fecht-, einen Musik- und einen Theateraal, Ateliers, Garderoben und einen Speisesaal, in welchem die „Schwestern“ ihre großen und kleinen Festmähler abhielten.

Ralph sah alles unter der Führung der beiden interessanten jungen Damen an, dann kehrte er zu der Patientin zurück, erneuerte den Verband, überzeugte sich davon, daß kein Fremdkörper in der Wunde zurückgeblieben sei, und konnte dann gestatten, daß die Dame in ihrer Equipage nach der Wohnung ihrer Eltern fahre.

Er wollte sich darauf empfehlen, aber Miß Daisy, die Präsidentin, bat ihn, zum Essen dazubleiben. Dieses fand im großen Speisesaal statt. Es kam eine Anzahl von Herren, Verwandte und Freunde der Klubgenossinnen. Sie wissen, in Amerika hat jede junge Dame die Freiheit, zu verkehren, mit wem sie will. Sie kann mit einem jungen Mann im Restaurant speisen, kann mit ihm Ausflüge machen, Konzerte und Theater besuchen, ohne daß man darin etwas Unpassendes findet. Bei dem Mahle waren Mary und Annie die Tischnachbarrinnen Ralphs, und alle drei unterhielten sich vortrefflich.

Am nächsten Tage wurde Ralph durch ein feierliches Schreiben des „Klubs der Schwestern“ überrascht. In demselben dankte man ihm für seine geleistete Hilfe und bot ihm gleichzeitig die Stelle eines Klubarztes an. Als solcher sollte er verpflichtet sein, jeden Nachmittag während dreier Stunden, der Zeit, in welcher die Fecht- und Turnübungen der Damen stattfanden, in einem ihm zur Verfügung gestellten Zimmer anwesend zu sein,

damit er sofort ärztliche Hilfe leisten könne, wenn sich wieder ein Unfall ereignen sollte.

Ralph wurde also Klubarzt, und das Glück schien ihn jetzt geradezu zu verfolgen. Er wurde in die sonst so schwer zugänglichen Familien der Millionäre eingeführt, und die erste Familie, die ihn zum Hausarzt ernannte, war die, deren Tochter er das Auge gerettet hatte. Aber auch Annie und Mary führten ihn sofort in ihre Familien ein, und die beiden unzertrennlichen Freundinnen, die immer dasselbe taten, waren auch gleichmäßig bestrebt, Ralph allerlei Aufmerksamkeiten zu erweisen. Es geschah dies jedoch nicht in auffallender Weise, denn alle Klubdamen, an ihrer Spitze die Präsidentin, bemühten sich, ihrem Arzt aufs liebenswürdigste zu begegnen, und ich versichere Ihnen, Ralph fühlte sich höchst wohl dabei.

Aber er verdiente es wirklich auch, denn er war ein herzensguter Kerl. Jeder andere hätte an seiner Stelle dafür gesorgt, daß er konkurrenzlos blieb, daß kein Störenfried erschien, kurzum, daß er das Monopol behalten hätte. Ralph war nicht so egoistisch, er dachte an seinen Freund, an mich, dem es ganz verzweifelt schwer fiel, sich in New York eine Praxis zu schaffen.

Im Klub fand eines Abends eine Auführung von lebenden Bildern statt, welche die Damen selbst stellten, und dafür war auch eine Anzahl von Herren nötig. Ralph legte sich für mich in das Zeug, erklärte, ich sei von der Universität her einer der bedeutendsten „Spezialisten für lebende Bilder“, und so erhielt ich eine Einladung in den Klub zum Essen. Da ich anscheinend vor den Augen der jungen Damen Gnade gefunden hatte, durfte ich mich bei der Anordnung der lebenden Bilder nützlich machen und erhielt später auch das Recht, im „Klub der Schwestern“ als ständiger Gast zu verkehren.

Schon nachdem ich kurze Zeit im Klub verkehrt hatte, entdeckte ich, daß sich die Damen Mary und Annie sehr für meinen Freund Ralph interessierten, und ich machte ihm gegenüber eine diesbezügliche humoristische Bemerkung.

„Er lachte behaglich vor sich hin. „Es sind ein paar liebreizende Geschöpfe, und es gibt für mich kein größeres Wohnegefühl als das Empfinden, daß beide sich für mich interessieren. Aber ich brächte es nicht über das Herz, mich für eine von ihnen zu entscheiden. Die andere täte mir zu leid. Du weißt ja, Buridan behauptete, ein Esel, der gleich weit von zwei gleich großen und gleich anlockenden Heubündeln entfernt sei, würde verhungern, weil er nicht wisse, für welchen von beiden er sich entscheiden solle. Betrachte mich als diesen Esel. Ich werde mich wahrscheinlich nie verheiraten, es müßte denn eine dieser Damen abschwenken und sich für einen anderen Mann interessieren, so daß sie für mich verloren wäre. Wahrhaftig, ich wünschte, dieser Fall träte ein, denn ich glaube, ich liebe beide, und wir werden alle drei unglücklich werden.“

Dann brach Ralph das Gespräch ab, und ich bemerkte, daß ihm die Sache ziemlich nahe ging. Es ist eben auch ein Unglück, wenn das Schicksal einem Menschen gar zu viel Günst gewährt.

Ungefähr vier Wochen später traf ich Miß Daisy, die Präsidentin des Klubs, in solcher Aufregung, daß ich ihr in Abwesenheit Ralphs, dessen Dienststunden schon vorüber waren, und der sich infolgedessen nicht mehr im Klub befand, ein niederziehendes Mittel zur Beruhigung verschreiben mußte.

Offenbar hatte Miß Daisy das Bedürfnis, sich jemand gegenüber auszusprechen, und da

ein Arzt immer eine Vertrauensperson ist, tat sie es auch mir gegenüber. Vielleicht hatte sie auch einen Nebenzweck dabei, von dem ich allerdings damals noch nichts ahnte.

„Es hat einen Austritt im Klub gegeben,“ begann sie, „wie er noch nie vorgekommen ist, und wie er nie wieder vorkommen darf. Denken Sie: die beiden besten Freundinnen, die Unzertrennlichen, Mary und Annie, sind aneinander geraten und haben wie ein paar Furien gegeneinander getobt. Hätten wir sie nicht zurückgehalten, es wäre zu Tötlichkeiten gekommen. Elisabeth und Barbara, die Jüngsten unseres Klubs, waren vor Schreck über den Skandal einer Ohnmacht nahe. Frances — Sie kennen sie ja, die Verwundete, wegen der wir einst, als wir ihr Auge verloren glaubten, Ihren Freund Ralph zu Hilfe riefen — hatte einen Weinkrampf. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie diese sonst so gut erzogenen Mädchen, Mary und Annie, gegeneinander aufgetreten sind. Wir bemerkten schon lange die sich mehr und mehr verstärkende Spannung zwischen beiden, und niemand war es verborgen, was diese sonst so unzertrennlichen Freundinnen auseinanderbrachte. Es war ein Unglückstag, an dem Ihr Freund Ralph in dieses Haus kam.“

Am nächsten Morgen erhielt ich von Miß Daisy einen Brief, in welchem ich ersucht wurde, um zwölf Uhr im Klub zu sein und meine Verbandtasche mitzubringen. Der Diener wartete auf Antwort, und ich sagte ihm, daß ich mich pünktlich einfinden würde.

Ich war über diese Aufforderung sehr erstaunt. War Ralph in Ungnade gefallen? Warum wendete man sich nicht an ihn, wenn man ärztliche Hilfe brauchte?

Ich fand mich pünktlich ein und wurde von Miß Daisy mit den Worten empfangen: „Wir haben Sie um Ihre Hilfe gebeten, weil es nicht angängig ist, Mr. Ralph bei der Gelegenheit hinzuzuziehen. Ich bitte Sie um Ihr Ehrenwort, daß Sie über das, was Sie hören und sehen werden, unverbrüchliches Stillschweigen bewahren werden.“

Ich gab das Versprechen und war natürlich noch neugieriger als bisher.

„Es findet ein Duell statt zwischen Mary und Annie in Folge des gestrigen Streites,“ fuhr Miß Daisy fort. „Es ist ein Duell auf Stoßdegen. Es wird voraussichtlich sehr ernst werden, denn die Gegnerinnen sind sehr erbittert gegeneinander und außerdem beide sehr gute Fechterinnen.“

„Ein Duell —“ wollte ich erstaunt fragen und gegen das Beginnen Einspruch erheben, aber ich kam gar nicht dazu, denn Miß Daisy erklärte scharf und bestimmt: „Mr. Skottsfeller, alles Reden ist zwecklos und schafft die Sache nicht aus der Welt. Was durch Reden geschehen konnte, haben wir alle bereits redlich getan. Wo es sich aber um so erbitterte Feindschaft zwischen zwei Frauen handelt, ist alles Reden vergebens. Vielleicht ist es ganz gut, daß sich der Haß der beiden Rivalinnen in dem Duell Luft macht. Ist erst Blut geflossen, so kühlen sich vielleicht die Leidenschaften ab. Hoffentlich kommt es nicht zu einer Katastrophe. Dafür werden schon die Sekundantinnen sorgen, und ich werde als erwählte Unparteiische bei diesem Duell mein möglichstes tun. Wir haben auch eine Ärztin zu dem Duell hinzugezogen, da aber die Gegnerinnen gleichzeitig verwundet werden und ärztlicher Hilfe bedürfen können, brauchen wir auch noch einen Arzt. Wollen Sie uns diesen Dienst erweisen?“

Ich bejahte und wurde von Miß Daisy in den Fechtsaal geführt, wo ich bereits die Kollegin, eine verhältnismäßig junge Dame, vorfand.

Nachdem wir einander vorgestellt waren, begannen wir ganz geschäftsmäßig unsere Vorbereitungen zu treffen. Wir besorgten Waschküßeln mit Wasser, Schalen mit Karbol, legten Nadeln und Katgut zum Nähen der Wunden zurecht, dazu Watte und Verbandzeug, und ich mußte unwillkürlich mich an die Zeit in Heidelberg erinnern, wo ich mit Ralph zwei Semester studierte und Gelegenheit hatte, verschiedenen Studentenmensen beizuwohnen.

Bald darauf erschien Miß Daisy, welche noch Anordnungen traf, um Störungen des Duells zu verhindern. In den Zimmern diesseits und jenseits des Festsaa's waren Mitglieder des Klubs in Gruppen postiert, um jeden aufzuhalten, der in den Festsaal hinein wollte. Auf ein Glockenzeichen traten Mary und Annie, jede mit ihrer Sekundantin, in den Saal. Die Gegnerinnen und die Sekundantinnen trugen ein besonderes Festschmuck aus weißer Seide. Dasselbe bestand aus seidenen Strümpfen, Kniehosen und enganliegender Bluse und brachte die Schönheit der jugendlichen Gestalten zur vollsten Geltung. Es war aber keine Zeit, Kostümstudien zu treiben, denn die Kommandos der Miß Daisy ertönten sofort.

Die Sekundantinnen maßen die Mensur ab, zogen den Kreis, innerhalb dessen sich die Kämpfenden umeinander bewegen durften, dann wählte die Unparteiische zwei Paar Stoßbögen, deren dreikantige Spitzen scharf geschliffen waren, und gab sie an die Gegnerinnen und Sekundantinnen, welche letztere außerhalb des Kreises stehen blieben, der mit Kreide auf dem Fußboden gezogen war.

„Fertig!“ ertönte das Kommando Daijs. Die Gegnerinnen traten einander gegenüber. Die linke Hand jeder Kämpfenden lag am Hinterkopf, der rechte Arm war ausgestreckt, so daß sich das kleine Stichblatt des Stoßbogens fast in Augenhöhe befand, die Spitzen der Klingen waren nach unten geneigt.

„Los!“ Beide Gegnerinnen fielen wütend gegeneinander aus.

Nie werde ich den Blick des Hasses vergessen, den sich die beiden ehemaligen Freundinnen bei dem ersten Ausfall zuschleuderten. Dieser Haß hinderte sie aber nicht, sorgfältig die feindliche Klinge zu parieren. Annie travestierte nach rechts und versuchte Mary die weniger gedeckte Seite abzugewinnen, aber Mary sprang gewandt herum, indem sie sich halb um ihre eigene Achse drehte. Sie parierte den Stich der Gegnerin und fiel dann sofort wieder in Quert auf.

Es wäre ein Vergnügen gewesen, unter anderen Verhältnissen diese jugendlichen, eleganten Fechterinnen und ihre blitzschnellen Bewegungen zu sehen. Jetzt mußte man mit Schrecken und Mitleid daran denken, daß ein einziger Stich mit solcher dreikantigen Klinge ein blühendes Menschenleben vernichten konnte. Bei der Festigkeit und Geschwindigkeit, mit welcher die Gegnerinnen aufeinander losstießen, konnten die Sekundantinnen gar nichts tun, um eine tödliche Verwundung zu verhindern.

Nach ungefähr drei Minuten ertönte zum ersten Male das „Halt! Halt!“ der Sekundantinnen, welche ihre Klingen zwischen die Kämpfenden schoben, um den ersten Gang zu beenden.

Annies Klinge hatte Mary getroffen, aber nur den rechten Armel in der Höhe des mittleren Oberarms durchstoßen. Eine Verwundung war nicht vorhanden, also konnte der zweite Gang sofort beginnen.

Annie verlegte sich jetzt auf das „Fintisieren“, das heißt sie suchte die Aufmerksamkeit

der Gegnerin durch Scheinstöße abzulenken, damit diese nicht genügend pariere, wenn Annie wirklich zuschlug. Indes war Mary auf dieses Manöver ebenfalls gefaßt. Die beiden ehemaligen Freundinnen hatten ja täglich miteinander gefochten und kannten sich genau.

Das Fintisieren wurde für Annie sogar verderblich. Sie gab sich beim Nachstoß eine Blöße auf der Terzseite. Mary parierte und stieß blitzschnell nach. Ihre Klinge drang in den rechten Oberarm Annies. Man sah sofort das Blut den weißen Seidenärmel rot färben.

Die Sekundantinnen sprangen dazwischen, und meine Kollegin konstatierte, daß Annie eine Fleischwunde im rechten Oberarm habe, welche sehr stark blutete, es sei jedoch weder eine große Ader noch ein Knochen getroffen.

Daisy fragte, ob die Gegnerinnen nicht mit diesem Resultate des Duells zufrieden sein wollten, aber diese verneinten, und Annie protestierte besonders heftig.

Verbunden durfte nicht werden. Der dritte Gang begann sofort. Tödlicher Haß sprühte aus den Augen beider Mädchen, ihre Wangen glühten, wie die Schlangen wandten sich die Körper umeinander, lautlos wechselten die beiden Freundinnen die gefährlichsten Stöße. Der rechte Armel Annies war voll Blut. Sie mußte allmählich der Freundin gegenüber in Nachteil geraten, denn der Blutverlust schwächte den rechten Arm, auf den es doch hauptsächlich ankam.

Aber auf einmal nahm sie, die Zähne aufeinander beißend, alle Kraft und Gewandtheit zusammen, und im nächsten Augenblicke stieß sie ihre Klinge durch Marys Hals. Die Sekundantinnen schrieken laut auf vor Schreck.

Die Kollegin und ich sprangen hinzu, konnten indes zum Glück sofort feststellen, daß die Halsschlagader nicht getroffen, die Wunde also nicht tödlich war.

Ich leistete Mary Hilfe, die Kolleginverband den Arm Annies. Als der erste Verband angelegt war, fragte Daisy, ob sich die Gegnerinnen nicht versöhnen wollten. Beide verneinten indes energig. Keine wurde ohnmächtig, ihre Eifersucht und ihr Haß hielten sie aufrecht. Auch Miß Daisy betrug sich so kaltblütig wie ein alter Student. Und das war dieselbe Frau, die tags zuvor nicht zu beruhigen war, weil sich die beiden Freundinnen geankt hatten.

O Weiber, Weiber!!

Die Verwundeten wurden nach Anlegung des Verbandes nach ihren Wohnungen geleitet, wo ihre Eltern keinen geringen Schreck gehabt haben mögen, trotzdem sie an die Ausschreitungen ihrer verzogenen Töchterlein genügend gewöhnt waren.

Ich hatte die Aufgabe, Ralph von dem Duell, das um seinerwillen ausgefochten war, zu unterrichten. Er geriet in die größte Aufregung.

„O, ihr Armen!“ schrie er. „Was habt ihr getan!“

Das war aber auch alles, wozu er sich aufrufen konnte, und ich ging, um Miß Daisy meinen Bericht zu bringen. Sie zuckte die Achseln und erklärte: „Die Geschichte sprengt unseren ganzen Klub auseinander, wenn nicht etwas dagegen geschieht. Dabei ist alles auf Täuschung aufgebaut. Ihr Freund liebt keine von den Damen. Was ihn an sie bindet, ist geschmeichelte Eitelkeit und eine Art von Mitleid mit beiden. Und Mary und Annie lieben ihn keineswegs so, daß sie nicht ohne ihn leben könnten; die eine gönnt ihn einfach der anderen nicht, keine von beiden will die Besiegte, die Versmähte sein.“

Der Heilungsprozeß bei den verwundeten

jungen Damen vollzog sich ganz normal. Sie besuchten den Klub nicht und sahen natürlich auch Ralph nicht. Während ihrer Abwesenheit aber ruhten Miß Daisy und ich nicht, und es kam durch unsere Vermittlung bei Mary, Annie und Ralph folgende Abmachung zu stande.

Mary und Annie sollten ein Jahr lang auf Reisen gehen; Mary nach Europa, Annie nach Indien und Japan. Keine von ihnen sollte mit Ralph in irgend eine Beziehung treten, selbst jeder Briefwechsel war untersagt.

Ralph versprach, sich in diesem Jahre ernstlich zu prüfen und nur seinem Herzen Folge zu geben. Dieses Herz mußte sich doch schließlich für die eine der Damen mehr interessieren als für die andere.

Acht Tage später reisten die Damen ab, ohne Ralph vorher gesehen zu haben. Letzterer tat wieder seinen Dienst im Klub, und alles ging seinen gewohnten Weg. Ich aber führte ein halbes Jahr später Miß Frances heim.

Das Probejahr ging vorüber, und Annie kehrte zuerst zurück. Auf ihrem Schreibtische fand sie einen Brief mit der Handschrift Ralphs. Mit welchen Gefühlen sie ihn betrachtete, können Sie sich wohl denken. Als sie ihn öffnete, fand sie darin die — Vermählungsanzeige Ralphs mit Miß Daisy.

Denselben Brief fand Mary, als sie vierzehn Tage später von ihrer Reise heimkam. Acht Tage darauf waren Mary und Annie wieder gute Freundinnen. Sie besuchten auch wieder den Klub, denn weder Ralph noch Daisy wurden dort mehr gesehen. —

Das ist meine Geschichte von Buridans Esel. Das Gong wird geschlagen! Wir müssen zu Tische! Kommen Sie!“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine Künstlerheirat. — John Whilpp Kemble (1757—1823) war einer der vorzüglichsten englischen Schauspieler seiner Zeit. Sein Vater, obgleich selbst Schauspieler und Theaterdirektor, wollte nicht, daß der Sohn sich der Bühne widmen, sondern daß er studieren solle. Der junge Kemble aber entließ der gelehrten Schule, welcher er anvertraut war, und schloß sich, von seinem Vater verstoßen, einer wandernden Komödiantentruppe an, bei der er jahrelang viel Hunger und Elend aushalten mußte. Endlich kam er nach London, wurde vom Drurylanetheater, allerdings zunächst nur für kleine Rollen, engagiert und erhielt demzufolge eine nur geringe Gage.

Hier verliebte er sich in die reizende Tochter des Souffleurs, die ihn auch wieder liebte. Das junge Paar wollte gerne bald heiraten. Aber da war guter Rat teuer. Die beiden hatten kein Geld zur Beschaffung auch nur der einfachsten häuslichen Einrichtung und konnten auch keine Unterstützung seitens der Eltern oder sonstiger Anverwandten erhoffen. Doch da fügte ein merkwürdiger Umstand es so günstig, daß ihr beiderseitiger heißer Wunsch viel schneller in Erfüllung ging, als sie selbst in ihren kühnsten Träumen gehofft hatten.

John Kemble war ein bibisöner Mensch mit interessantem Künstlerkopf. Die schwärmerisch veranlagte Tochter eines reichen Lords und berühmten Parlamentsredners, welche, wenn John spielte, stets der Vorstellung beizuwohnte, verliebte sich ganz sinnig in ihn. Durchaus wollte sie ihn heiraten, sich von ihm entführen lassen und schrieb ihm zärtliche Briefchen. Ihr Vater, der bald dahinter kam, geriet darüber in die größte Sorge, ja zuletzt in eine Art von Verzweiflung. Endlich entschloß er sich kurz und besuchte den Künstler in dessen bescheidener Wohnung.

„Sir,“ sagte er zu ihm, „meine Tochter Elisabeth ist ganz nährisch in Sie verliebt.“

„Das ist mir bekannt, Mylord,“ versetzte achselzuckend Kemble. „Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich ihr nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben habe.“

„Sie will sich von Ihnen entführen lassen.“

„Das hat sie mir geschrieben, ich habe aber ihren Brief unbeantwortet gelassen.“

„Einerlei, ich befürchte dennoch —“
 „Sie haben von mir durchaus nichts Derartiges zu befürchten, Mylord.“

„Sir, ich kann meinen parlamentarischen Pflichten nicht mehr ungestört widmen; immer muß ich an den Liebeswahnsinn meiner Tochter denken, muß die Unglückliche überwachen.“

„Das tut mir leid; aber wie könnte ich das ändern?“

„O, ich wüßte wohl ein gutes, voraussichtlich sicher wirkendes Mittel, Sir.“

„Welches denn?“
 „Sie müßten sich schleunigst anderweitig verheiraten. Das würde meine Tochter heilen von ihrer Liebesrauer.“

„Sehr gerne würde ich Ihren Wunsch erfüllen, Mylord, ist es doch wirklich mein sehnlichstes Verlangen, meine liebe Braut an den Altar zu führen.“

„Sie haben bereits eine Braut?“

„Jawohl.“

„Aber das ist ja ganz vortrefflich!“ rief entzückt der Lord. „Bitte, dann heiraten Sie sie doch schleunigst!“

„Leider ist das nicht möglich.“

„Warum nicht?“

„Wir sind beide zu arm. Meine Braut ist die Tochter des Souffleurs des Drurylanetheaters. Sie hat nichts als ihre Schönheit und Armut, und ich habe nichts als mein Talent, welches leider noch nicht sonderlich hoch im Preise steht.“

„Da weiß ich Rat, Sir! Haben Sie Schreibgerät?“

„Hier, Mylord!“

Der Lord setzte sich an den Tisch und schrieb zwei Anweisungen auf seinen Bankier, jede lautend auf fünfhundert Pfund Sterling.

„Damit ist Ihnen und auch mir geholfen, bester Sir,“ sagte er dann. „Die eine ist sogleich fällig

bei Sicht, die andere am Tage nach Ihrer Hochzeit.“

„Aber das kann ich doch wirklich nicht annehmen, Mylord!“ rief der junge Schauspieler.

„Ich bitte Sie inständig, tun Sie es, um mich von meiner schweren Sorge zu befreien.“

„Nun, unter solchen Umständen fühle ich mich veranlaßt, mit freudigstem Danke Ihr großmütiges Anerbieten anzunehmen.“

„Wann kann die Hochzeit stattfinden?“

„Wenn alles möglichst beschleunigt wird, in etwa acht Tagen.“

„Wohlan, Sir! Möge es so rasch wie irgend möglich geschehen!“

Danach entfernte sich der berühmte Parlamentarier. Das Liebespaar zögerte natürlich nicht. Schon nach einer Woche wurde die fröhliche Hochzeit gefeiert.

Die auf solche sonderbare Art erlangte ansehnliche Geldsumme hielt längere Zeit vor, bis John

Humoristisches.



Einfachste Abhilfe.

Hausfrau: Aber, Marie, Sie haben diesen Monat gerade so viel Porzellan zerbrochen, wie Ihr Lohn beträgt. Was soll nun geschehen, daß das nicht wieder vorkommt?

Dienstmädchen: Ach, Madame, da brauchen Sie ja nur meinen Lohn zu erhöhen!



Eigentümliches Mittel.

Wirt (empört): Wie können Sie verlangen, daß ich meine Tochter einem Manne gebe, der sich jeden Abend bis zur Sinnlosigkeit bei mir betrinkt!

Bewerber (kleinlaut): Erlauben Sie, ich wollte mich ja nur beliebt bei Ihnen machen!

Remble, nachdem er größere Rollen mit bedeutendem Erfolge gespielt, höhere und seitdem von Jahr zu Jahr steigende Gagen erhielt.

Sehr glücklich lebte das junge Ehepaar.

Die Tochter des Lords wurde durch die Heirat des Künstlers von ihrem Liebeswahn gründlich geheilt. Später vermählte sie sich mit einem reichen Indier, an dessen Seite auch sie schließlich glücklich geworden ist. [S. 2.]

Eine überzeugende Antwort. — Der in den fünfziger Jahren regierende Fürst Milosch von Serbien wurde von seinen Waffengefährten vielfach bestürmt, die damals im Staatsdienst beschäftigten Ausländer zu entfernen und die Stellungen eingeborenen Serben zu übertragen. Bei einer solchen Gelegenheit sagte Milosch, scheinbar damit einverstanden: „Ihr habt recht, sie sollen fort; setze dich, Marko, und schreibe die Ausweisungssorder.“

„Ich? Ich kann ja gar nicht schreiben,“ entgegnete der unter den Waffen ergraute Streiter.

Der Fürst wandte sich an einen zweiten, dann an einen dritten seiner alten Krieger, keiner war mit dem Gebrauche der Feder vertraut.

„Seht ihr,“ sagte der Fürst darauf lachend, „da niemand von euch die Ausländer erkennen kann, und keiner das versteht, was sie verstehen, so müssen wir sie wohl oder übel hier behalten.“ [W. S.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 4:
 Verne das Kind kennen und du wirst den Menschen verstehen.

Ausscheidungs-Rätsel.

Aus jedem der nachstehenden vierzehn Wörtern: Ohr, Enz, Nase, Genf, Wein, Amand, Gram, Ven, Bern, Eid, Neun, Gran, Neh, Grat ist je ein Buchstabe auszuscheiden und aus den verbleibenden — eventuell auch unter Umstellung von Buchstaben — eine Wortfalte zu bilden. Die erhaltenen vierzehn Wortfalten ergeben im Zusammenhange und in der obigen Reihenfolge einen Spruch aus Freidanks „Bescheidenheit“. Wie lautet er?

Auflösung folgt in Nr. 6.

Wortfalten-Rätsel.

Wie heißt der Rat, der, wo er je gelang,
 Oft Tausende schon ins Verderben zwang?
 Wie heißt der Stand, der, wenn man ihn besieht,
 Erfolgreich bei dem schwersten Wert uns nützt?
 Und wie der Dienst, der, wenn er uns gewährt,
 Noch immer sicher seinen Mann ernährt?
 Wie heißt die Lust, die Schaden stets gebracht?
 Und wie der Fall, der alles enden macht?

Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösung der dreißigigen Scharade in Nr. 4:

Maßliebchen.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.